Morgen-Ausgabe
No. 361 — 58. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Freitag, 5. August 1910

Brück-Lehnin.

[Nachdruck verboten.]

Den schönen Flecken Lehnin mit seiner altehrwürdigen Klosterkirche und den übrigen noch erhaltenen Klostergebäuden haben wir schon wiederholt besucht; diesmal wollen wir uns ihm aus einer neuen Richtung, von Süden, nähern und damit erst eine Wanderung am Rande des malerischen grünen Plauetals verbinden, das sich vom Fläming bis Brandenburg a. H. zieht, und dann die schöne Forst Lehnin kennen lernen.

Frühaufsteher, die gewohnt sind, „mitten in der Nacht" aufzubrechen, können den um 4 Uhr vom Schlesischen, 4,24 vom Bahnhof Friedrichstraße abfahrenden Fernzug benutzen, der 5,53 auf unserer Ausgangsstation Brück eintrifft; doch genügt auch der 8,21 vom Schlesischen Bahnhof, 8,35 vom Bahnhof Friedrichstraße abgehende Zug; dieser ist 10,06 in Brück. Endlich kann man auch mit Vorortzug (Wannseebahn oder Stadtbahn) nach Wannsee fahren und hier in den Fernzug umsteigen.

Vom Bahnhof Brück (südwestlich der Stadt) führt eine Chaussee rechts in zehn Minuten in das bescheidene Ackerbürgerstädtchen, das in der Hauptsache aus einer breiten Straße besteht und Forellen und Bienen züchtet. Die einfache Kirche und eine sächsische Postsäule vom Jahre 1730 sind die einzigen Sehenswürdigkeiten; der berühmteste Mann Brücks war der kursächsische Kanzler Brück, der auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 die augsburgische Konfession (confessio augustana) verlas; ursprünglich hieß der Kanzler Gregor Heinze; er nannte sich später nach seiner Vaterstadt.

Vom Westausgange der Stadt folgen wir in nordwestlicher Richtung dem Fahrwege zum Vorwerk Hakenhaus; unterwegs genießt man einen schönen Blick ins Planetal und auf die „Vorberge" respektive Ausläufer des Fläming. Weiter links am Waldesrand nach Freienthal (1¼ Stunde von Brück) und in 40 Minuten nach Damelang. Bei der Kirche wenden wir uns auf einem Feldwege rechts von der Chaussee in den Wald nach Tornow (30 Minuten). Von hier gehen wir rechts über Forsthaus Rödel in einer Stunde nach dem stattlichen Dorfe Radel und endlich auf schöner Straße (links der Gohlitzsee) in einer Stunde nach Lehnin und links durch den Ort, der mehrere gute Wirtshäuser besitzt, zum Kloster.

Das Kloster St. Marien in Lehnin wurde von dem Markgrafen Otto I., dem Sohne Albrechts des Bären, 1180 der Sage nach an der Stelle begründet, wo ihm auf der Jagd im Traume unter einer Eiche eine Hirschkuh erschien. Nach ihr — das wendische Wort Lehnin bedeutet Hirschort — wurde das neue Kloster benannt. Die Mönche, mit denen es besetzt wurde, kamen aus dem Eislebenschen. Es wurde das Mutterkloster für die weiteren Zisterzienserklöster der Mark, für Chorin, Paradies, Himmelpfort und andere. In den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens waren diese Klöster für die Hebung der Kultur in der Mark, namentlich der Landwirtschaft, von hoher Bedeutung. Schnell wuchs die äußere Macht Lehnins. Der Abt von Lehnin spielte unter den Landständen eine große Rolle; aber mit der Macht wuchs auch der Reichtum des Klosters und der Luxus; als es 1542 aufgehoben wurde, besaß es die Stadt Werder, 64 Dörfer und 45 Seen. Nach der Säkularisation war es lange Zeit kurfürstliches Amt; jetzt ist es in Privatbesitz.

Unter den Klostergebäuden ist es die Kirche, die jahrhundertelang wüst gelegen hat und in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufs stattlichste erneuert worden ist, die uns in erster Linie angeht. Die Grundform, die aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammt, ist die einer dreischiffigen, kreuzförmigen Pfeilerbasilika; begonnen wurde sie nach 1180 in romanischem Stile und in den edelsten Formen des Uebergangsstils zur Gotik im folgenden Jahrhundert zu Ende geführt; man merkt dan Wechsel der Bauform besonders an der Nordseite. Das Innere zeigt der im Nebenhause wohnende Küster. Im Chor befindet sich der Stumpf der Eiche, unter der Markgraf Otto den bedeutsamen Traum gehabt haben soll, und neben dem Altar der Grabstein des Markgrafen Ottoko (= Ottoken, Otto der Kleine), der 1303 hier als Mönch gestorben ist. Die östlichen Enden der Seitenschiffe bilden zweigeschossige Kapellen. Ferner birgt die Kirche ein altes Gemälde, die Ermordung des ersten Abtes Sibold durch die wendischen Einwohner des Dorfes Nahmitz darstellend. Die Kirche war die Grabkirche der Askanier ottonischer Linie, ferner mehrerer Hohenzollern. Hier befanden sich auch ursprünglich die beiden prachtvollen Grabmäler der Kurfürsten Johann Cicero und Joachim I. von Peter Vischer, die jetzt in der Fürstengruft des Berliner Domes stehen.

Die sonstigen Ueberreste der Klostergebäude liegen im Bereich des Amtes; der Zutritt ist durch Anfrage beim Inspektor zu erlangen. Im Garten liegt rechts vom Wirtschaftshofe der Rest eines Tores, daneben die Klause, eine Kapellenruine. Links gelangt man über den Hof zum Abtshause mit den großen Klosterkellern sowie durch eine Lindenallee zu den Resten der Klostermauer mit dem „Kuhbier", einem viereckigen Turme.

Getrennt davon liegt rechts an der zum Amte führenden Allee das sogenannte Patronatshaus, in dem sich jetzt die Schule befindet, und das aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende „Königshaus" mit schönem gotischem Giebel, in dem sich ein kleines historisches Museum befindet.

Mit der Lehniner Kleinbahn, deren Bahnhof ¼ Stunde westlich im benachbarten Kaltenhausen liegt, fahren wir nach Groß-Kreuz und kehren mit dem Fernzug nach Berlin zurück (von Werder eventuell Vorortzug). G. S.

Das Geheimnis der Mode.

Von [Nachdruck verboten.]

Margarete von Suttner.

Als der Maler la Gandara vor kurzem über die neue Mode befragt wurde, äußerte er Gefallen an ihr. Als er vor zwei Jahren über denselben Gegenstand interviewt wurde, antwortete er: „Schneider und Schneiderinnen haben stets Geschmack bewiesen. Zu fürchten ist aber die geistig hochstehende Frau, die selbst Toilettenentwürfe macht und den Schneidern Vorschriften erteilt. In diesen Fällen werden Erfolg und Resultat ausnahmslos beklagenswert sein." La Gandara bekennt sich durch diese Worte zu dem einzig richtigen, der Mode gegenüber einzunehmenden Standpunkt. Er spricht ihr in jeder Phase ihre amüsanten, reizvollen Seiten zu. So sagt er augenblicklich, daß sie „die Hüftlinie so amüsant prononziert", und betont weiter, daß sie vom Gebiete der Kunst, ihren Ansprüchen und Regeln, streng zu trennen ist.

Indem la Gandara dieses Urteil ausspricht, wird er kaum Erscheinungen vor Augen haben, welche die Mode karrikieren, sondern geeignete Interpretinnen. Also augenblicklich nicht Gestalten, die in fünfundneunzig Zentimeter weiten Futteralen stecken, sondern in doppelt so weiten den Ansprüchen der Mode auch gerecht werden und eine durchaus zierliche, graziöse Silhouette bieten. Er wendet sich richtigerweise weder gegen die Formen selbst noch gegen jene, die sie aufbauen, sondern gegen die, welche sie mißverstehen. Daß derartiger Mißbrauch sehr leicht geschieht und geschehen muß, was geht das die Mode an? Sie kennt keine Regel und kann sich nach keinem Schema recken und strecken lassen, denn ihre Lebensader heißt Abwechslung. Sie entsteht aus der Freude des Menschen, sich heute im roten, morgen im blauen Kleide zu sehen, bald im engen, bald im weiten, bald im kurzen, bald im langen. Niemand wird beweisen, bald ein Mann zöge heute einen braunen und morgen einen blauen Anzug an, weil er meint, in diesem „schöner" zu sein als in jenem — oder mehr „Eroberungen" zu machen. Er tut es aus Freude an der Abwechslung. In dieser besteht der Reiz der Mode. Die Frau, die ihn nicht empfindet, wird nie — besäße sie auch ein unversiegbares Portemonnaie — eine Modedame, sondern stets nur eine gut angezogene Frau sein.

In dieser Nüancierung beruht der Unterschied des Berliner und Pariser Straßenbildes, zu dem im übrigen die reiche Ausländerin in gleichem Maße beiträgt wie die Pariserin selbst. Berlin hat mindestens ebensoviel gut gekleidete Frauen, aber es hat sehr wenige Modedamen, denn die Deutsche hat im allgemeinen für den schnellen Formenwechsel nicht nur wenig Sinn, sondern sie bringt ihm Vorurteil entgegen. Ohne Zaudern greift sie zu den kostbarsten — oft sehr vornehmen — Stoffen und Garniturmitteln, wenn sie alte Bekannte sind, aber zögernd nur zu neuen Formen, während bei der Modedame gerade das Bedürfnis nach Abwechslung das Dominierende ist, das die schwere Belastung des Toilettenbudgets bedeutet. Die wenig enthusiastische Aufnahme neuer Formen, die geringe Geschicklichkeit der deutschen Schneiderin, Formen schnell und richtig nachzuahmen, für die noch keine Schnitte vorliegen — vielleicht nicht vorliegen können —, hat häufig die bedauerliche Tatsache zur Folge, daß die neuen Formen, ehe sie von Berufenen demonstriert wurden, in die Hände der billigen Konfektion fallen, wodurch sie natürlich jeglichen Reiz einbüßen. An den ursprünglichen Formen, die nicht auf Allerweltsleisten gedrechselt werden, wird abgezwackt und angestückelt, bis sie schlecht und recht für jede passen, um dann von dem Urteil begrüßt zu werden: „Die neue Mode ist häßlich."

Glauben denn diese Kritiker, daß es im Bereich der Möglichkeit liegt, eine Mode, Tracht oder Gewandung zu ersinnen, die den Anblick der Allgemeinheit des Menschengeschlechts, das durch Arbeit und Mangel an Zeit gehindert ist, körperliches Ebenmaß zu erlangen und zu erhalten, in eitlen ästhetischen Genuß verwandeln kann? Die Mode kann sich nicht darum kümmern, wie die Allgemeinheit sich mit ihr abfindet, und ebensowenig kann die Allgemeinheit sich um die Mode kümmern, denn die Mode bedeutet Luxus, und je mehr sie in ihrem Entwicklungsgange fortschreitet, um so schärfer wird diese Tatsache hervortreten. Um so mehr wird sich die Notwendigkeit aufdrängen, neben ihren kostspieligen, komplizierten Produkten eine besondere Tracht einhergehen zu lassen, ein Gebrauchskleid, praktisch im Tragen, billig in der Herstellung, weil es nach Schnitten angefertigt werden kann, die nur geringen Aenderungen unterliegen, und somit nur technische Fertigkeit erfordern, nicht aber Geschmack und Phantasie. Der Entwicklungsgang der Mode ist noch jung. Noch ist sie im Werden begriffen, noch ist sie nicht am Höhepunkt des Könnens angelangt. Streng genommen kann man erst seit den Jahren des Rokoko von einer „Mode" sprechen. Was sie vor diesem Zeitpunkt leistete, war nicht Mode im heutigen Sinne des Wortes, — und zwar kann das Atelier der kleinen Bertin, die, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt, klug war und Gefühl dafür hatte, welche Farben und Dinge zusammenpassen, als die Stätte betrachtet werden, in der die heutige Mode von einer Königin aus der Taufe gehoben wurde.

Nicht ad hoc war die Mode geschaffen worden, denn sie wird ebensowenig geschaffen, wie ein Stil. Sie entsteht. Die oft aufgeworfene Frage: „Wer macht die Mode?" wird daher stets eine offene bleiben. Die Auskünfte, die gelegentlich von Schneidergrößen und Direktricen darüber gegeben wurden, sind unbefriedigende Orakelsprüche. Eine ganz irrige Vorstellung ist es, zu meinen, in den großen Ateliers würden mit Saisonbeginn bei Zeichnern neue Entwürfe bestellt. Schneiderkoryphäen und Direktricen sind selbst die bildenden Künstler. Ihr Material heißt: Stoff, Scheere, Stecknadel. Indem sie an der gegebenen Form Aenderungen vornehmen, entstehen allmählich neue. Niemals beobachtet man unvermittelte Sprünge im Entwickelungsgang der Mode. Es ist ausgeschlossen, daß wir im Herbst nach dem aktuellen zwei Meter weiten Rock einen solchen von acht Metern Umfang bekommen, oder unmittelbar nach dem enganliegenden Aermel den mächtigen Ballonärmel. Das Leitmotiv des engen Rockes ist bereits sehr ausgebeutet. Frauen stürzten von Wagentritten, stolperten über Stiegen — ein Vorwärts ist nicht möglich. Das Abwechslungsbedürfnis der Mode wird sich daher voraussichtlich an den tunikaartigen Ueberwürfen ausleben, die zu großer Mannigfaltigkeit der Form Gelegenheit geben. Wir werden drapierte Röcke bekommen, unter Beibehaltung der sogenannten „schlanken Linie".

Einen Beweis dafür, daß in der Mode nicht willkürlich gearbeitet wird, daß die Formen vielmehr allmählich auseinander herauswachsen, bietet die Tatsache, daß die Modelle aus den großen Ateliers wohl Verschiedenheiten aufweisen, sich aber in der Grundidee gleichen. Die Form der Modelle ist weiter auch durch die Erzeugnisse der Industrie bedingt, die mit der Mode Hand in Hand arbeitet. Sie bringt heute ausnahmslos weiche Stoffe, deren Anordnung zu steif stehenden Paniers oder zu starren Tütenfalten fast ausgeschlossen erscheint. Erst wenn die Motive der herabfallenden Drapierungen, der unappretierten Stoffe ausgebeutet sein werden, erfolgt der Uebergang, zu dem vielleicht schon der erste Schritt geschah, denn es stehen geblümte, chinierte Seiden in Sicht. Zur Tätigkeit des Toilettenkompositeurs sind eigentlich keinerlei technische Kenntnisse notwendig, aber nur indem er diese erwirbt, hat er Gelegenheit, auch jene Gaben auszubilden, die allein ihn zu dieser Tätigkeit befähigen: Phantasie und Geschmack. Beide können ausgebildet, nicht aber erworben werden. Vischer definiert den Geschmack folgendermaßen: „Der Geschmack schließt das Bewußtsein der eigenen Gestalt in sich, wie sie sich ausnimmt, was zu ihr paßt. Geschmack haben, heißt ein Schönheitsgesetz fühlen, anerkennen; heißt finden, begreifen, tun, was zusammenpaßt auch in der Region, die dem Zufall des freien Willens überlassen ist." Madame Paquin hat einmal erklärt, sie wisse nicht, was Geschmack sei. „Man behauptet," sagt sie, „ich selber hätte Geschmack. Ich weiß es nicht. Für mich ist es natürlich, welche Farben zusammenstimmen und welche nicht. Die Natur lehrt es mich, die großen Künstler." Sie liebt Rembrandt, Rubens, Velasquez; weniger das achtzehnte Jahrhundert, dessen Künstler, wie sie sagt, die Stoffe mit großem Geschmack behandelten, deren Menschen aber allzu oft Puppen gleichen. Wie würden ihre Kleider ausfallen, wenn sie sich an den „Farbensymphonien" streng moderner Künstler begeisterte? Diese „Rückkehr zur Freude an der Farbe", an der sich mancher berauscht, wäre am Kleide noch bedenklicher, als auf der Leinwand. Proben davon haben wir ja genossen.

Eine grobe Geschmacklosigkeit ist es, es kann nicht oft genug wiederholt werden, Kunst und Mode zu verwechseln. Ehedem, bevor die Mode sich selbständig zu einer Art von Kunst ausgebildet hatte, als sie noch zu jung war, um aus dem eigenen Arsenal der Erinnerungen zu schöpfen, mochte es Effekt bedeuten, sich mit einem Sofa oder einem Stück Wand zu verwechseln, und sich mit Kunstgegenständen zu dekorieren. Heute verfügt sie über so ausgedehnte Fundgruben alter Moden, daß es lächerlich ist, in fremden Gebieten Anleihen zu machen, die dann meist „deplaciert" erscheinen. Wozu zur Kunst Zuflucht nehmen, und in dekorativer Stickerei ausgeführte Reptilien von Frauenschultern herabkriechen lassen, oder mittelalterlich naive Stickereien in Gewänder aus Tischdeckenfries einlassen, wozu den Platz der Zierde holder Weiblichkeit, der sich nicht immer ganz dort befindet, wo er sich befinden sollte, durch amazonenschildförmige Ornamente so grausam betonen, wenn die Mode so ungleich schmeichelhaftere Mittel zu unserer Ausschmückung ersinnt? Gerade das eine Recht aber, das die Mode zugleich mit den edlen Künsten beansprucht, möchte man ihr verwehren. In einem Lande, das bezüglich der Mode so reaktionär ist wie Deutschland, gehört Mut dazu, es zu sagen, daß es nicht Sache der Mode ist (gleich den schönen Künsten), den Gouvernantenposten bei der Dezenz zu bekleiden.

Jahrhundertelang, bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein, galt es nicht als indezent, die Brust zu entblößen. Jeder Windstoß war ein Feind der Biedermaierdame und zwang sie, nicht nur die Extremitäten ihrer Hosenbeine, sondern viel mehr zu zeigen. Drüben in Batavia empfängt die vornehme Europäerin den Besucher, ein kokettes Pantöffelchen am bloßen Fuß, und hier bekreuzigen sich Moralitätskrämer vor der Transparenz des modischen Strumpfes. Was ist also Dezenz? Ein perpetuum mobile. Modesache. Niemals wurden in dieser Hinsicht so philiströse Anforderungen an die Mode gestellt wie in den letzten vierzig Jahren, und kaum gestattet sie sich ein kleines Extempore, so wirft sich die Moral in die hohle Brust, und die Schlagworte „Kultur" und „Anstand" erscheinen auf dem Plan. Die ehrsamen Tantengefühle, die augenblicklich der enge Rock entfesselt, der keine reiche Unterkleidung gestattet, werden sich weiter empören, denn zweifellos bleiben wir noch bei der „robe collante". Ganz ohne Zynismus kann die Mode anscheinend nicht leben, denn zu welchem Zeitpunkt sie auch betrachtet wird, immer kann er nachgewiesen werden. Sogar in den prüden achtziger Jahren ist er da in Gestalt der stark eingeschnürten Taille, der Tournüre usw. Wenn nun heute schon ein leichter Zynismus der Mode Aggression gegen das Anstandsgefühl bedeutet, so erklärt Vischer diesen „gesteigerten Dezenzbegriff" für „einen Teil der Verderbtheit der Zeit".

Daß in der Tat höchster Zynismus und höchstes Philistertum in der Mode einträchtig nebeneinander hergehen können, beweist unter anderem die Tatsache, daß die Bürgersfrau im 16. Jahrhundert bei Tageslicht die Brust weiter entblößte, als wir heute für äußerst möglich halten, daß sie sich überdies kleine Brettchen vor den Magen schnürte, zur Vorspiegelung falscher Tatsachen und „um das arme Mannsvolk zu betrügen". In unserem „aufgeklärten" Zeitalter konnte man dagegen vor einigen Jahren in einer Berliner Zeitung, von einer zur Intelligenz zählenden Frau geschrieben, lesen: „Die Frauen sollten sich schämen, sich mit der eingeschnürten Taille auf der Straße zu zeigen. Ich kröche lieber in ein Mauseloch. . ." Wo soll es hinführen, wenn sich der Dezenzbegriff bei einen Frau in der Weigerung, sich zu schnüren, äußert, bei der anderen im Gegenteil? Um mit Balzac zu reden, haben wir nun einmal die Mode und können aus ihr nicht wieder heraus. Wir haben uns ihren Gesetzen allgemein zu fügen, denn in dieser Solidarität allein, zu der sich die Frauen nicht erheben können, liegt die Bürgschaft dafür, daß wir weder Anstoß erregen noch lüsterne Blicke auf uns ziehen, wenn wir einen Meter Stoff mehr oder weniger zugedacht bekommen. Die Mode ist ein Glied der äußerlichen, wechselnden Sitten, die, wie kürzlich der Philosoph Stumpf betonte, mit der Sittlichkeit nichts gemein haben.

Der Todessturz des Aviatikers Kinet.

Brüssel, 4. August.

Der gestern erfolgte Todessturz des belgischen Luftschiffers Nikolas Kinet, über den jetzt die genaueren Nachrichten bekannt werden, war ein Ereignis von höchst spannender Tragik. Der Aviatiker schwebte schon über drei Stunden in der Luft, und er war für den Dauerflug von dem allerbesten Wetter begünstigt. Da muß in der Höhe von 200 Metern plötzlich ein Wirbelwind entstanden sein, der seinem Apparat die Flügel zerstörte, so daß er senkrecht in die Tiefe stürzte, ohne daß er sich dagegen wehren konnte. Die Tribünen waren zu dieser Zeit dicht besetzt, und die Zuschauer

Gutschein

Gültig
bis 31. August 1910
für eine Familien-Anzeige bis zu 10 Zeilen Umfang oder eine „Kleine Anzeige" mit einem Stichwort als fette Ueberschrift und höchstens 20 Wörtern. Ausgeschlossen sind Stellen-Gesuche und -Angebote sowie Anzeigen für den Arbeitsmarkt, ferner geschäftliche Empfehlungsanzeigen und Heiratsgesuche. Bei Chiffre-Inseraten ist eine Gebühr von 50 Pfennig zu entrichten.

Die Anzeigen werden von allen Geschäftsstellen dieses Blattes entgegengenommen.

Berliner Volks-Zeitung